

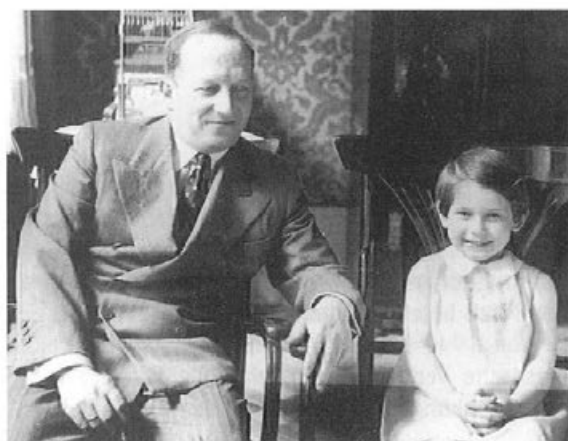
## Mein Vater blieb in Biberach – Erinnerungen eines Mädchens an KZ und Austausch

**Es ist eine große Ehre für mich, nach Biberach eingeladen zu sein, in eine Stadt, die mein Leben vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges, im Januar 1945, auf eine ganz besondere Art berührt hat, worauf ich nachher noch näher eingehen werde. Aber zuerst möchte ich allen danken, die geholfen haben, diesen Besuch zu ermöglichen, insbesondere Herrn Reinhold Adler, der die Idee für diesen Vortrag hatte.**

Seit vielen Jahren erzähle ich meine Geschichte – meine Erfahrungen während des Holocaust – Schüler und Studenten in den Vereinigten Staaten. Heute ist es das erste Mal, dass ich meine Geschichte in Deutschland erzähle. Dies ist bedeutsam, weil mein Leben in jungen Jahren mit der deutschen Geschichte, die natürlich auch Ihre Geschichte ist, verwoben war. Es ist meine Hoffnung, dass ich durch die Erzählung meiner persönlichen Geschichte ein neues und möglicherweise besseres Verständnis davon vermitteln kann, wie das Leben der Juden durch den Nationalsozialismus betroffen war.

Im Mittelpunkt meiner Rede steht ein Abschnitt meines Lebens, der erfüllt war von Brutalität, Angst, Krankheit, Trennung und Tod. Mein Leben nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sein Auf und Ab, aber nie wieder erfuhr ich etwas so Grausames wie das Leben in den Konzentrationslagern. Es ist nicht leicht für mich über das zu reden, was während des Holocausts geschah; aber als Überlebende sehe ich es als meine Pflicht an, Zeugnis zu geben, das Erlebte zu erzählen und an die zahllosen Opfer zu erinnern, die nicht überlebten.

Berlin ist die Stadt, in der ich 1930 geboren wurde und wo ich die ersten sechs Jahre meiner Kindheit verbrachte. Meine jüdische Familie gehörte zum oberen Mittelstand und hatte sich in die deutsche Gesellschaft nahtlos integriert. Während des Ersten Weltkrieges diente mein Vater in der deutschen Armee und erhielt das Eiserne Kreuz während seines Militärdienstes. Meine Eltern und Großeltern sahen sich zuerst und zuvorderst als deutsche Bürger. Ihre jüdische Identität kam erst an zweiter Stelle nach ihrer Staatsbürgerschaft. Mein Großvater besaß eine Bank in Berlin, in der mein Vater sein Partner wurde. Ich habe einen Bruder, der zwei Jahre älter ist als ich. Wir alle lebten mit meinen Großeltern zusammen in einer großen Wohnung in einer sehr schönen Wohngegend in Berlin. Alle meine Erinnerungen an meine frühe Kindheit sind positiv und von Sorglosigkeit geprägt.



*Irene Hasenberg-Butter im Alter von vier oder fünf Jahren mit ihrem Vater John Hasenberg, aufgenommen in ihrer Wohnung in Berlin im Jahre 1934 oder 1935.*

Als der Nationalsozialismus in den frühen 1930ern an die Macht kam, begannen sich die Bedingungen für die Juden in Deutschland zu ändern. Mein Großvater wurde gezwungen, seine Bank einem Nicht-Juden zu übergeben; viele Juden wurden aus ihren Arbeitsverhältnissen entlassen und vielen wurden Zuhause und Geschäft zerstört. Mein Vater erkannte die Zeichen der Zeit und entschloss sich, Hitlers Regime zu entfliehen. Er plante unsere Emigration. 1937 ging er nach Holland, um eine Arbeit im Bankgeschäft zu suchen; schließlich wurde er von der American Express Company in Amsterdam angestellt. Es war geplant, dass wir ihm in ein paar Monaten folgen würden.

Voller Trauer trennten wir uns von den Großeltern, anderen Verwandten und vielen Freunden. Ende 1937 begannen meine Mutter, mein Bruder und ich zusammen mit meinem Vater ein neues Leben in Amsterdam. Zu diesem Zeitpunkt wussten wir nicht, dass dies nur der erste von vielen Einschnitten in unser Leben sein würde.

Die Jahre 1937 bis 1940 in Amsterdam waren relativ ruhig und friedlich trotz eines geringeren Lebensstandards (wir durften nicht das ganze Vermögen unserer Familie mitnehmen) und trotz der Trennung von denen, die wir zurückgelassen hatten. Mein Bruder und ich lebten uns an unseren neuen Schulen ein, lernten ziemlich schnell die holländische Sprache und passten uns an unsere neue Umgebung an. Bald lernte ich die Landschaft der Niederlande, deren Menschen und deren Kultur lieben. Mein ganzes Leben hindurch habe ich mir Sympathie für die Holländer erhalten.

Was als Nächstes geschah, war völlig unerwartet – im Mai 1940 marschierten die Nazis in Holland ein.

Die Schlacht dauerte nur ein paar Tage; wir wurden Zeuge von Bombardierungen, abstürzenden Flugzeugen, zerberstenden Fenstern, marschierenden Soldaten und der raschen Umformung von Holland in ein von Nazis besetztes Land.

Von 1940 bis 1943 durchlebten wir zahlreiche drastische Veränderungen, einschließlich der vielen Einschränkungen, die besonders der jüdischen Bevölkerung auferlegt wurden. Juden wurden von Kinos, Parks, Restaurants, Schwimmbädern und allen Arten der öffentlichen Verkehrsmittel ausgeschlossen. Es wurde ihnen nicht länger erlaubt, die Häuser und Wohnungen von Nicht-Juden aufzusuchen, welchen ebenfalls verboten wurde, Juden zu besuchen. Jüdische Kinder wurden aus öffentlichen Schulen ausgewiesen und mussten jüdische Schulen besuchen. Alle Juden unterlagen einem Ausgehverbot und wurden gezwungen, ihre Fahrräder abzugeben. Bald mussten die Juden den Davidstern auf ihren Kleidern tragen, damit sie leicht identifiziert werden konnten. Die jüdische Bevölkerung war extrem angreifbar geworden.

Obwohl sie uns erhebliche Entbehrungen auferlegten und uns zeitweise ein elendes Leben bescherten, waren diese Einschränkungen gering verglichen mit der Deportation, die folgte. Anfangs erhielten die Juden Bescheide, in denen sie aufgefordert wurden, sich für den Transport in Arbeitslager zu melden. Viele jüdische Familien wurden aus ihren Wohnungen abgeholt, auf der Straße oder an ihrem Arbeitsplatz verhaftet. Die Zeit der Deportationen war gekennzeichnet von großer Angst, von Kummer und von Unsicherheit. Meine Familie war von Schmerz erfüllt, als sie sah, wie viele unserer Freunde, Nachbarn und Verwandten verschwanden. Einige konnten Verstecke finden, aber die meisten wurden in deutsche Konzentrationslager deportiert. Wir hatten große Angst um das Leben der Deportierten, und unser eigenes Leben war in jeder Beziehung von Unsicherheit bestimmt, angefangen davon, wo wir Nahrung für die nächste Mahlzeit kaufen konnten bis zu der Frage, wie lange wir noch als Familie in unserer eigenen Wohnung leben konnten.

Im Juni 1943 waren wir an der Reihe. Die Nazis sperrten unser ganzes Wohnviertel ab, das von vielen Juden bewohnt war, verboten jedem, seine Wohnung zu verlassen und suchten Haus für Haus nach jüdischen Bewohnern. Als sie zu uns kamen, erhielten wir zehn Minuten Zeit, um ein paar Dinge zu packen, die wir mitnehmen wollten und die in unsere

Rucksäcke passten. An einem sehr heißen Tag trugen wir unsere ganze Habe auf dem Rücken, als wir zu einem großen Platz marschierten, der der Sammelplatz für die zu deportierenden Juden war. Nachdem wir lange Zeit in der gleißenden Hitze gewartet hatten, wurden wir auf Lastwagen geladen und zum Bahnhof transportiert. Hier erwartete ein langer Zug mit Viehwaggons unsere Ankunft; wir wurden zusammengepfercht, 40 bis 60 Personen in einem Wagen, ohne Wasser oder frische Luft für die nächsten acht bis zehn Stunden eingeschlossen. Spät in der Nacht kamen wir in Westerbork an, einem deutschen Konzentrationslager im östlichen Teil Hollands.

Die nächsten acht Monate lebten meine Familie und ich in Westerbork, einem Lager, das auf zwei Seiten einer Eisenbahnlinie gebaut und von mehreren Lagen Stacheldrahtzaun umgeben war. Wir hausten in Baracken mit dreistöckigen Metallbetten, in denen Strohmattmatzen lagen. Der einzige Extraraum, der jeder Person zustand, war ein Drittel des Bodens unter dem Bett.

Die Baracken waren überfüllt und dreckig, hatten öffentliche Waschräume und angrenzende Toilettenhäuser. Die limitierte Lebensmittelversorgung war keineswegs mit der Küche meiner Mutter zu vergleichen, aber gelegentlich erhielten wir Pakete von Freunden und Verwandten, die noch in Freiheit lebten. Die Überbelegung in den Baracken, verbunden mit allen Entbehrungen, verursachte ständigen Streit und Zank unter den Lagerinsassen. Die Erwachsenen wurden einer Vielzahl unterschiedlicher Arbeiten im Lager zugeteilt. Als Zwölfjährige wurde ich nicht zur Arbeit eingeteilt, noch gab es irgendeine Art von Schulunterricht. Ohne Bücher, Spiele und Spielzeug, ohne Stifte und Papier oder auch nur irgendeine Art organisierter Tätigkeit litten die meisten Kinder meines Alters unter extremer Langeweile.

Aber schlimmer als die Langeweile war die unablässige Furcht vor der Deportation in eines der Todeslager in Polen. Da Westerbork ein Übergangslager war, kam jeden Samstagnachmittag ein langer Zug mit Viehwaggons an. Der Zug erstreckte sich über die gesamte Länge des Lagers und verblieb den restlichen Samstag, den ganzen Sonntag und den ganzen Montag am Ort. Es war unmöglich, den Anblick der langen Reihe Viehwaggons zu vermeiden, egal wo man im Lager lebte, arbeitete oder herumlief. Jeden Montag um Mitternacht gingen die Lichter in allen Baracken an. Jeder wachte auf, wenn die Barackensprecher die

Namen derer vorlasen, die in dieser Nacht nach Auschwitz oder in ein anderes Todeslager in Polen geschickt werden sollten.

Jede Montagnacht war ein Albtraum. Zuerst warteten wir darauf, dass unsere Namen vorgelesen wurden. Wenn wir das Glück hatten, nicht selbst auf der Liste zu stehen, suchten wir die Baracken von Freunden und Verwandten auf, um herauszufinden, wer auf den Zug beordert worden war. In diesem Fall verbrachten wir den Rest der Nacht mit ihnen, halfen ihnen vielleicht packen und begleiteten sie zum Zug für einen letzten herzzerreißenden Abschied.

Die wöchentliche Wiederkehr des ankommenden und weggehenden Zuges, der uns von unseren Leidensgenossen trennte, um sie wohl nie wieder zu sehen, war der traumatischste Teil des Lebens in Westerbork. Jeder lebte in der dauernden Angst, dass die Woche kommen würde, in der er gezwungen wäre, den unheilvoll aussehenden Zug von Viehwaggons zu besteigen. Meiner Familie wurde dieses Schicksal erspart aufgrund einer Entwicklung, die ich bis heute als ein Wunder betrachte.

Vor unserer Deportation aus Amsterdam hatte mein Vater einen Freund getroffen, der gerade ecuadorianische Pässe mit der Hilfe eines Bekannten in Schweden für sich und seine Frau erhalten hatte. Er riet meinem Vater, an den Mann in Schweden zu schreiben und Passbilder von uns vieren beizulegen, ebenso unsere Geburtsorte und -daten. Einige Monate später, nachdem wir schon deportiert worden waren, wurden die ecuadorianischen Pässe, die an unsere Adresse in Amsterdam geschickt worden waren, nach Westerbork weitergeleitet. Und obwohl die Deutschen sicherlich gewusst haben mussten, dass unsere Pässe falsche Dokumente waren, schützten uns diese Papiere doch vor dem Transport in Polens berüchtigte Todeslager. Erst viel später erfuhren wir, dass das deutsche Außenministerium eine Austauschpraxis eingeleitet hatte, die beinhaltete, dass Juden nord- und südamerikanischer Staatsbürgerschaft, bzw. Juden im Besitz entsprechender Pässe, gegen deutsche Bürger, die in Lagern der alliierten Länder interniert waren, ausgetauscht wurden. Die Aufnahme dieser Austauschpraxis durch die deutsche Regierung und die Ankunft unserer ecuadorianischen Pässe aus Schweden führten zur nächsten Phase unserer Deportation.

Im Februar 1944 bestiegen wir zum Zweck des Austauschs einen Zug, der uns von Westerbork nach

Bergen-Belsen brachte, einem Konzentrationslager in der Nähe von Hannover. Die Tatsache, dass Bergen-Belsen keine Gaskammern besaß, war sicherlich ein Vorteil gegenüber Auschwitz und anderen Vernichtungslagern. Aber obwohl es nicht als Todeslager geplant war, war der Tod das Schicksal der meisten Insassen von Bergen-Belsen wegen der unmenschlichen Bedingungen, die herrschten. Die Hygiene war entsetzlich, fortschreitende Überfüllung verursachte Epidemien wie Typhus, der tägliche Appell, der acht bis zehn Stunden dauern konnte, war eine Tortur, besonders im tiefen Winter. Mein Vater, meine Mutter, mein Bruder und ich teilten zwei enge Betten, eines über dem anderen. Wir wurden von Läusen geplagt, die Tag und Nacht über unsere Körper krabbelten, ohne irgendeine Möglichkeit, sie loszuwerden.

Was in meiner Erinnerung die schlimmste Qual bleibt, war der alles überlagernde Hunger, den wir verspürten. Das war nicht der übliche Hunger, den es im alltäglichen Leben gibt, wenn eine Mahlzeit übersprungen wird oder sich verspätet. Woran ich mich erinnere, ist der immerwährende, Tag für Tag nagende Hunger. Das vorhandene Essen war nie genug und unsere Mägen waren immer leer und quälten uns. Der Gedanke ans Essen beherrschte uns ständig und verfolgte uns sogar im Schlaf. Hunger bringt manche Menschen zum Stehlen, auch zum Bestehlen von ebenso Mangel leidenden Mitmenschen; andere bringt Hunger dazu, zu töten, oder er treibt sie in den Wahnsinn.

Doch Hunger und Auszehrung wirkten sich noch weit nachhaltiger aus. Jeder in Bergen-Belsen war unterernährt, untergewichtig und stark abgemagert und damit anfällig für Erschöpfung und Krankheit. Die Kombination von Hunger, körperlicher Enge, grauenhaften hygienischen Bedingungen und Epidemien verschlimmerte das Todesrisiko. Obwohl Bergen-Belsen vorgab, kein Todeslager zu sein, waren wir Ende 1944 jeden Morgen beim Aufwachen von Tod umgeben.

Zuvor erwähnte ich, dass das traumatischste Charakteristikum des Lebens in Westerbork die Ankunft „des Zuges“ und die Angst vor der Deportation in den Osten waren. Das größte Grauen in Bergen-Belsen war der um sich greifende Tod.

Irgendwann gegen Ende des Jahres 1944 fing meine Mutter eine Krankheit ein, von der sie sich nicht erholte. Auch die Gesundheit meines Vaters war gefährdet, aber er fuhr fort, zu arbeiten, als meine Mut-

ter nicht mehr vom Bett aufstehen konnte. Mein Bruder arbeitete ebenso im Lager; meine Aufgabe war es, für meine Mutter zu sorgen, für Essen anzustehen, die Wäsche zu waschen und anderen Pflichten zur Sorge der Familie nachzugehen.

Irgendwann im Januar 1945, ungefähr elf Monate nach unserer Ankunft in Bergen-Belsen, wurden alle Insassen mit amerikanischen und südamerikanischen Pässen aufgefordert, sich beim Lagerarzt zur Überprüfung zu melden, um zum Austauschtransport zugelassen zu werden. Da meine beiden Eltern in extrem schlechter Gesundheitsverfassung waren, bleibt es ein Rätsel, wie und warum meine Familie ausgewählt wurde, zu den dreihundert Menschen zu gehören, die gegen deutsche Bürger ausgetauscht werden sollten. Nur eine kleine Gruppe von Lagerinsassen mit amerikanischen Pässen wurde zum Austausch zugelassen; deswegen war es ein unglaubliches Glück, dass wir selbst dieser Gruppe angehörten.

Aber was Glück zu sein schien, stellte sich nur teilweise als ein Segen heraus. Die Menge aller Erschwernisse und Leiden, die er im Konzentrationslager erlitten hatte, führte zum Tod meines Vaters in der zweiten Nacht unserer Reise vom Lager weg. Er starb, kurz bevor der Zug in Biberach einfuhr. Er war der Erste von fünf oder sechs Toten, die es im Zug gab, bevor er sein endgültiges Ziel in der Schweiz erreichte. Der Zug war in Biberach für einige Stunden gestoppt worden, als 40 Personen herausgeholt wurden, um zum Lindele überführt zu werden, einem nahe gelegenen Internierungslager. Als der Zug schließlich den Bahnhof verließ, wurde der Körper meines Vaters auf einer Bank im Bahnhofsgelände zurückgelassen. In der Zwischenzeit setzten meine Mutter, kaum bei Bewusstsein, mein Bruder und ich die Reise fort. Wahrscheinlich fand der Austausch irgendwann im Verlauf der Reise statt, obwohl wir nichts davon erfuhren, wann, wo und für wen wir ausgetauscht wurden.

Mein Vater wurde in Biberach begraben; seine Überreste wurden nach Kriegsende auf den jüdischen Friedhof in Laupheim überführt. Dass mein Vater nach all dem, was er ertragen hatte, unsere Befreiung nicht mehr erlebte, war ein unerträglicher Schock. Wir alle drei waren lange danach noch gefühlsmäßig wie betäubt.

Aber der Krieg war für uns noch nicht zu Ende, selbst als wir es in die Schweiz geschafft hatten. Der Zustand meiner Mutter hatte sich verschlechtert; sofort nach unserer Ankunft in St. Gallen wurde sie ins

Krankenhaus gebracht. Auch mein Bruder benötigte Einweisung ins Krankenhaus. Ich war ein 14-jähriges Mädchen, das gerade seinen Vater verloren hatte und dessen Mutter in extrem kritischem Zustand im Krankenhaus lag, und trotzdem erlaubten mir die Schweizer nicht, in der Schweiz zu bleiben. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass, obwohl die Deutschen meine Familie in zwei Konzentrationslagern nie auseinander gerissen hatten, dies den Schweizern letztendlich gelang. Sie setzten mich in einen Zug nach Marseille, wo ich ein Schiff nach Algerien bestieg. Ich wurde in ein Lager der Vereinten Nationen zur Verwaltung von Fürsorge und Eingliederung für Vertriebene (UNRRA) gebracht, welches in der Nähe von Philippeville lag. Ende Januar 1945 langte ich dort an, ungefähr vier Monate vor Kriegsende. Es vergingen mindestens zwei Monate, bevor ich herausfand, dass meine Mutter am Leben war und sie und mein Bruder sich auf dem Weg der Besserung befanden. Ich kann die Erleichterung, die ich über diese Nachricht empfand, in Worten nicht ausdrücken.

Im Lager der Vereinten Nationen gab es nur ein einziges anderes Kind ohne Familie, einen kleinen polnischen Jungen. Alle anderen Kinder lebten bei einem oder beiden überlebenden Eltern; ich fühlte mich oft einsam und isoliert. In diesem Lager gab es genug Essen, und anfangs aßen wir uns voll, egal wie eintönig die Mahlzeiten waren, die uns geboten wurden. Es war eine solche Freude, keinen Hunger mehr zu leiden. Eine enge Bindung entwickelte sich unter den Jugendlichen meines Alters. Wir verbrachten die meiste Zeit miteinander, lernten Französisch und Englisch, lernten im Meer zu schwimmen, gingen spazieren, schlossen Kontakt mit Verwandten aus der ganzen Welt.

Eineinhalb Jahre später wurde ich mit meiner Mutter und meinem Bruder in den Vereinigten Staaten wieder vereinigt. Verwandte taten alles nur Mögliche, um uns zur Einwanderung nach Amerika zu verhelfen. Ich kam als Erste an, im Dezember 1945. Ich lebte bei Angehörigen meiner Mutter, die ich nie zuvor getroffen hatte. Sie hießen mich in ihrer Familie willkommen und waren wie Eltern für mich. Im Sommer 1946 folgten meine Mutter und mein Bruder. Zuerst lebten wir in Mietzimmern, da New York City eine starke Wohnungsknappheit erlebte. 1949 zogen wir drei endlich in unsere eigene Wohnung.

Da mir zweieinhalb Jahre lang eine ordentliche Schulausbildung vorenthalten worden war, war ich

erpicht darauf, zur Schule zurückzukehren. Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, ermöglichte es mir, meinen High-School-Abschluss zu machen, danach das College zu besuchen und an der Universität einen Dokortitel zu erlangen, obwohl meine Familie im Grunde kein Geld hatte.

Die Anpassung an das Leben in den Vereinigten Staaten erforderte einige Zeit, war aber nicht angehend so schwierig für mich wie für meine verwitwete Mutter. Mein Ehemann, ein Amerikaner, und ich, trafen uns während des Studiums an der Universität. Wir haben zwei Kinder, eine Tochter, die mit ihrem Mann und zwei Töchtern in Israel lebt, und einen Sohn in Kalifornien. Beide wuchsen in der Universitätsstadt auf, in der mein Mann und ich unsere akademische Laufbahn während der vergangenen 40 Jahre beschritten.

Auf Bitte unserer Kinder ließen sich mein Bruder und ich 1993 auf eine Reise ein, um ihnen die Schauplätze der Familiengeschichte zu zeigen. Es war meinem Bruder und mir nie in den Sinn gekommen, dass wir jemals zu den Orten unserer gemeinsamen Vergangenheit zurückkehren wollten, Orten, die so sehr mit Schmerz und Leiden verbunden waren. Aber wir konnten die Bitte unseren Kindern nicht abschlagen und stimmten widerwillig der Reise zu. Wir reisten nach Amsterdam, Westerbork, Bergen-Belsen, Biberach und Laupheim. In Laupheim besuchten wir das Grab unseres Vaters; in Biberach gingen wir zum Bahnhof und zeigten den Kindern die Bank, auf der wir zuletzt den Körper unseres Vaters gesehen hatten.

Die Rückkehr an diese Orte in Deutschland zusammen mit unseren Kindern wurde zu einer befreienden Erfahrung und machte Versöhnung möglich; wir bereuten unsere Entscheidung nicht, hergekommen zu sein. Vor zwei Jahren entschlossen sich meine Tochter und ich, meine älteste Enkelin mit diesen Orten unserer Familiengeschichte bekannt zu machen, und auch sie besuchte den Bahnhof in Biberach. 2002 gibt es einen neuen Grund, Biberach zu besuchen. Kriegsmahnmale wurden aufgestellt und auf einem ist der Name meines Vaters verewigt. Dies ist eine besondere Freude für mich auf dieser Reise, zusätzlich zu dem Privileg, Ihnen meine Geschichte nahe zu bringen.

Die Erlebnisse während des Holocaust waren eine entsetzliche Qual für meine Familie und mich, die wir nie vergessen werden. Und doch werde ich immer dankbar sein, dass ich mit dem Glück gesegnet war,

zu überleben. Trotz (und vielleicht wegen) dieser dunklen Periode meines Lebens lernte ich viel über die Welt, über mich selbst und besonders über die positiven und negativen Merkmale der menschlichen Natur. Gewiss rufen widrige Umstände das Schlimmste in den Menschen hervor. Aber glücklicherweise gibt es strahlende Ausnahmen: jene, die sich über und jenseits aller Unterdrückung und Missstände erheben. Solche Persönlichkeiten haben mir immer als Inspiration gedient und sind Vorbilder, die es nachzuahmen gilt.

Außer dass ich überlebt habe, gibt es noch so viel anderes, für das ich dankbar bin. Die Möglichkeiten, die mir das Leben in den Vereinigten Staaten geboten hat – eine höhere Ausbildung, verschiedene Aufgaben und Arbeitsstellen, eine lohnenswerte berufliche Laufbahn und die Vorzüge der amerikanischen Staatsbürgerschaft – dies alles hat mein Leben erhöht. Mein wunderbarer Ehemann, zwei intelligente und einfühlsame Kinder und zwei heißgeliebte Enkelinnen sind unbezahlbare Geschenke des Lebens. Gelegenheiten zu reisen, interessante Menschen zu treffen, dauerhafte Freundschaften aufzubauen und an einer Vielzahl sozialer Projekte teilzunehmen haben sich mit Sicherheit gelohnt. Und nun gibt es die Vorzüge der Pensionierung mit der Freude am Reisen, Erforschen und an Neuem.

Früh im Leben erfuhr ich die Bedeutung, für Frieden und Gerechtigkeit zu kämpfen, Meinungen und Entscheidungen anderer zu hinterfragen, wiederkehrende Schemata von Hörigkeit, Vorurteilen und Diskriminierung dadurch zu durchbrechen, dass man dafür einsteht, was richtig und gerecht ist. Ebenfalls lernte ich früh, dass Leiden zu Stärke führen kann und dass Hass und Rache selten den gewünschten Erfolg erzielen.

Die Geschichte meines Lebens ist ein hervorragendes Beispiel dafür, wie wichtig es ist, in Zeiten von Dunkelheit und Tragödien festzuhalten an der Hoffnung – am Vertrauen, dass bessere Tage kommen werden.

*Vortrag im Rahmen einer Veranstaltung der Gesellschaft für Heimatpflege am 23. September 2002. Übersetzung von Annerose Waldgraf-Weigele.*

Bildnachweis

S.61 privat.